



Dies ist die Geschichte der elfjährigen Derdâ, Schülerin auf einem ostanatolischen Internat, in dem eines Nachts ein Mädchen ums Leben kommt. Dies ist die Geschichte des elfjährigen Friedhofsjungens Derda, der in einer Behausung an der Instanbuler Friedhofsmauer lebt und den Tod seiner Mutter geheimhalten muss. Dies ist die Geschichte von Derdâ, die mit dem Anführer eines islamistischen Ordens verheiratet und nach London geschickt wird. Die zum Opfer männlicher Fantasien wird. Und die nur überlebt, weil sie sich die ihr fremde Sprache aneignet. Es ist die Geschichte zweier Menschen, deren Wege sich über die Literatur immer wieder kreuzen – und am Ende auch eine ganz besondere, weil außergewöhnliche Liebesgeschichte.

HAKAN GÜNDAY, geboren 1976, studierte Französisch in der Türkei und in Brüssel, anschließend Politikwissenschaften in Ankara. Diplomatensohn, Bestsellerautor, Drehbuchautor, Provokateur, *Enfant terrible* der jungen türkischen Literatur. Seine Romane sind gleichermaßen Bestseller wie Kultbücher. Seine vielen Fans feiern ihn für seine politischen Kolumnen, seine öffentlichen Debatten und dafür, dass alles, was er tut, aus dem Rahmen fällt. Für seinen Roman »Flucht« wurde er in Frankreich mit dem renommierten *Prix Médicis étranger* ausgezeichnet, den vor ihm u.a. Orhan Pamuk, Paul Auster, Philip Roth erhalten haben.

Hakan Günday

# Extrem

Roman

*Aus dem Türkischen  
Von Sabine Adatepe*

**btb**

Die türkische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »Az«  
bei Doğan Kitap, Istanbul.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2016

Copyright © 2011 by Hakan Günday

© Kalem Literary Agency

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Shutterstock/grop; jumpingsack

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71401-8

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de!](http://www.transatlantik.de!)

*für Nevzat Çelik*



*Wir sind nicht viele, das ist sicher  
Auf Seiten der vielen sind wir nicht  
Auf Seiten der vielen werden wir niemals sein*

*Die zwei Voraussetzungen des Widerspruchs,  
Nevzat Çelik*





*Verdã*



Sie war sechs, und mit sechs sollte sie sterben. Sie schlotterte vor Angst, außerstande, die Augen von dem Käfer zu lösen. Sie starrte zur Decke, weit wie ein Sonnenblumenfeld, sah aber nur ihn, den Käfer, nicht größer als ein Sonnenblumenkern. Den Käfer mit wimpernzarten Fühlern und Härchen an den spitzen Beinen wie Manschetten. Der Körper reglos, ein pechschwarzer Fleck auf dem Beton, den der Schummer in dunkles Grau tauchte. Von gleicher Farbe waren auch die vor Angst tränenden Augen des kleinen Mädchens.

Sie krallte die schwitzenden Handflächen in die bis unters Kinn gezogene Bettdecke. Wann würde ihr der Käfer aufs Gesicht fallen? Sie lag oben auf einem Etagenbett ohne Leiter. Kein halber Meter trennte sie von der Zimmerdecke. Sie würde einschlafen und im Schlaf den Mund öffnen, der Käfer würde sich fallenlassen und ihr zwischen die Zähne krabbeln. Oder er würde erst auf die Bettdecke purzeln, einen Augenblick hocken bleiben und, sobald der Hunger ihn trieb, die Füße auf ihr kleines Gesicht setzen, in eines ihrer Nasenlöcher klettern und anknabbern, was ihm vors Maul kam. Für eine Sekunde reckte sie den Kopf nach rechts und versuchte abzuschätzen, wie weit sie vom Boden entfernt war. Dafür

reichte eine Sekunde aber nicht aus. Sie hatte den Boden nicht deutlich erkennen können, doch um den Käfer nicht aus den Augen zu verlieren, richtete sie den Blick wieder zur Decke.

Schon früher hatte sie Käfer gesehen. An den Wänden ihres Zuhauses und in anderen Häusern. Eigentlich hatte sie an der Wand eines jeden Hauses, das sie betrat, mindestens einen Käfer entdeckt. »Die kommen vom Bach her«, hatte ihr Vater gesagt. Auch größere Käfer hatte sie gesehen, die, vom Bach hergekommen, zur Decke emporkletterten, dann aber dem eigenen Gewicht zum Opfer fielen und auf den Ofen stürzten. Ebenso winzig kleine, klein wie die Läuse, die schuld daran waren, dass man ihr den Kopf schor. Sie hatte welche gesehen, die fluchtartig in Mauerritzen verschwanden, und solche, die unter Zuckerrübensäcken seelenruhig darauf warteten, getötet zu werden. Ratten hatte sie gesehen. Und einmal sogar einen Wolf. Einen Wolf, hundertmal größer als der Käfer, der jetzt zur Tat entschlossen war. Gefürchtet aber hatte sie sich vor keinem. Vor keinem hatte sie gezittert, geschweige denn geweint. Denn bei keinem war sie allein gewesen. Auch jetzt war sie nicht allein. Mit dem Mädchen unter ihr lagen fünf- unddreißig Kinder im Raum. Doch die zählten nicht. Denn sie kannte keines beim Namen, und jetzt war es zu spät, danach zu fragen. Sie schliefen. Sie konnte ihre Schlafgeräusche hören. Konnte hören, wie ihnen der Atem gegen die verstopften Nasen ploppte und durchkrachte. Schnarchende Mädchen wälzten sich von einer Schulter auf die andere, wendeten die Kissen unter den Köpfen, um sich an die kühle Seite zu schmiegen, kratzten an einem Bein mit der Ferse des anderen und kümmerten sich kein bisschen um den Käfer.

Sie musste fliehen. Musste aus dem Bett steigen, bevor der

Käfer auf sie herabfiel. Nur wie? Da war keine Leiter! Beim Hinaufklettern hatte das Mädchen unter ihr nachgeholfen. »Beim nächsten Mal schaffst du das allein!«, hatte es geraunzt, das grantige Mädchen.

Mit einem Ruck zog sie sich die Bettdecke über den Kopf. Als die stacheligen Fasern der mit den Jahren steif gewordenen Decke sie in die Wange piekten, ging ihr auf, welch schweren Fehler sie gemacht hatte. Denn sie konnte den Käfer nicht mehr sehen. Dabei war er noch da. Dinge, die man nicht sah, verschwanden ja nicht einfach. Welchen Sinn hatte es, sich zu verstecken, wenn man den Feind nicht im Blick behielt? Die Gefahr war jetzt umso größer. Der Käfer konnte tun und lassen, was er wollte, niemand würde auch nur davon erfahren. Er stand ja nicht mehr unter Beobachtung.

Schweißperlen bildeten sich auf ihrem Gesicht. An den Schläfen blühten Wasserpusteln auf. Ihr Atem überholte ihren Herzschlag. Sie würde sich retten. Sich vor diesem Käfer retten! Würde aus der Einsamkeit ausbrechen. Sie würde einen Weg finden. Einen Weg, aus dem Bett zu steigen. Es musste einen Weg geben. Nur einen. Sie brauchte nicht lange zu suchen. Wählte den kürzesten aller Wege, nahm die Abkürzung »Komme, was da wolle«. Mit der linken Hand stieß sie die Bettdecke zurück, mit der rechten zog sie sich an den Rand. Sprang in die Richtung »Wohin auch immer«.

Als ihre Stirn den Betonboden berührte, klang es wie ein einsames Klatschen. Dass ihr Genick brach, vernahm aber niemand. Ihr Herz, das bis dahin wie ein Kolibri geflattert hatte, blieb beim Aufschlag stehen. Sie war sechs Jahre alt. Der Riss in der Decke, den sie in Schummer und Furcht für einen Käfer gehalten hatte, war nur ein Jahr älter als sie. Seit sieben Jah-

ren saß er da, und seit sieben Jahren ähnelte er einem Käfer, wenn das Licht erlosch. Auf dem Korridor musste die Glühbirne brennen und die Tür zum Saal offen stehen, damit die Härchen an seinen Beinen sichtbar wurden.

Derdâ hörte es klatschen und öffnete die Augen. Sie sah den geknickten Nacken des Mädchens am Boden. Sein Gesicht lag im Finstern verborgen, und doch erkannte sie es. Es war das Mädchen, dem sie wenige Stunden zuvor mit strengem Blick bestimmt hatte: »Du schläfst oben!« Sie hatte ihm beim Hochklettern geholfen, hatte an den Beinen nachgeschoben, um anschließend zu drohen: »Nur ein Ton von dir, und ich schneide dir die Zunge ab!« Gebrüllt hatte sie das, damit alle es mitbekamen. Nun lag das Mädchen am Boden. Gleich neben ihr. Offensichtlich aus dem Bett gefallen. Gesprungen sein konnte es ja wohl kaum.

Sie zog die Hand unter dem Kissen hervor, streckte sie aus und berührte das Mädchen am Arm. Sie rüttelte es sogar an der Schulter, die sie mit den Fingern zu fassen kriegte. Sie hob den Kopf und spähte durch die Eisenstangen des Bettgestells in den Saal. War jemand aufgewacht? Kein angehobener Kopf zu sehen. Sie war beruhigt. Vorsichtig schlüpfte sie aus dem Bett und kniete sich neben das Mädchen. Sie fasste es, das leicht wie eine Katze war, bei den Schultern und drehte es um. Das kleine Gesicht war blutüberströmt. Derdâ schaute sich erneut um. Sicher, dass immer noch alle schliefen, begann sie zu weinen. Mit der Unterlippe zwischen den Zähnen verschloss sie sich den Mund, schluchzte so leise, dass niemand davon erwachte.

Die Kleine, die sich aus Angst vor einem nicht existenten Käfer vom oberen Bett hinabgestürzt hatte, kam aus Yatırca.

Aus dem Dorf der Dorfschützer. Dem Dorf der Verräter. Aus Yatırca, dem Agentendorf, wie die Kinder es nannten, Yatırca, dem Hurensohn. Leuten aus Yatırca zu helfen war verboten. Selbst wenn sie tot waren, reichte man ihnen nicht die Hand. Deshalb holte Derdâ in jener Nacht weder den diensthabenden Lehrer, noch tat sie sonst etwas. Sie weinte nur. Dann löste sie sich behutsam von dem Körper des Mädchens und kroch ins Bett zurück. Sie stammte selbst aus Yatırca. Es hatte sie vier Jahre gekostet, die vierhundertdreißig Kinder in der Schule diese Tatsache vergessen zu machen.

Die Bettdecke, die links über die Matratze ragte und mit einem Zipfel den Boden berührte, schien ihr im Dunkeln wie ein Segel. Das Bett wie ein Boot. Ein Boot, das durch die Nacht segelte. Sie hatte so etwas in einem Bilderbuch gesehen, einem Buch mit blauem Meer. Einem Buch, durch das schneeweiße Segel an den Masten bunter Boote schwebten. Einem Buch, in dem kleine Mädchen in gelben Regenmänteln zum Horizont blickten und lächelten. In dem alle Mädchen glücklich waren. Nur ein Buch. Ein dummes Buch. Das dümmste und verlogenste Buch der Welt! Denn solche Mädchen gab es in der Wirklichkeit nicht. Gäbe es sie, hätte man Fotos von ihnen auf den Seiten abgedruckt und keine Tuschebilder.

»Gott, lass mich bitte im Traum sterben«, murmelte sie.

»Im Schlaf«, wollte sie korrigieren, doch da war das Boot, in dem sie lag, schon still im Schlaf versunken. Sie war elf Jahre alt. Zehn plus eins.

\*

»Der Bastard aus Yatırca ist krepirt!«

Sie war aufgewacht. Wohin ihr Schlaf auch entschwunden sein mochte, sie hätte ihr Leben gegeben, ihm folgen zu können. Sie war aber zum Hören verdammt.

»Runtergefallen ist sie, hat sich den Kopf aufgeschlagen! Und die blöde Derdâ schläft immer noch! Wach auf! Wach endlich auf!«

Sie erkannte die Stimme. Nazenin hieß ihre Besitzerin. Vor sechs Jahren war ihr Vater umgebracht worden. Erschossen beim Überfall auf eine Gendarmeriestation. Die ganze Kreisstadt war auf der Straße gewesen, um seinen Leichnam einzufordern. Ebenso schnell hatten sich alle wieder verkrochen, als die Panzer des Sondereinsatzkommandos durch die Gassen rollten. Rechenschaft für den nicht freigegebenen Leichnam zu verlangen blieb der Organisation überlassen. Die wartete die Nacht ab, bevor sie ihre Raketen abfeuerte. Seltsamerweise trafen sie zuerst das Haus von Nazenin, gleich neben der Kreiskommandantur der Gendarmerie. Ein kleiner Rechenfehler riss zwei Mauern des Hauses des Toten ein und zerfetzte einen Säugling in Windeln. Letztlich bekam niemand den Leichnam. Es gab gar keinen. Denn die Leiche des Mannes war in eine Höhle in der Nähe der attackierten Wache gestürzt und damit von der Natur übernommen worden. Der Kreisverantwortliche der Organisation entschuldigte sich dutzendfach bei Nazenins Familie, zahlte aber nur die Hälfte des versprochenen Blutgeldes. Die zweite Hälfte zahlte, wegen des Kredits, den die Familie genoss, weiterhin die lokale Bevölkerung. Mit dem bei der Ziraat-Bank aufgenommenen Kredit wurden die beiden Mauern restauriert und mit der Entschädigung, die man Jahre später als Terroropfer erhielt, wurden



zwei Zimmer angebaut. Die älteste Tochter des Hauses, Nazenin, erhielt aufgrund des Respekts, der ihr gebührte, im Regionalinternat den Rang der Saalältesten. Dass es sich bei dem Wickelkind um ein Mädchen handelte, war, darin stimmten alle im Kreis überein, ein Segen, wurde so doch der Ausbruch einer Blutfehde verhindert.

Nazenins Rütteln brachte Derdás Augenlider ins Rutschen und klappte sie auf.

»Deine Kleine aus Yatırca ist in der Nacht aus dem Bett gefallen. Steh auf, Lehrerin Yeşim will dich sehen.«

Sie sagte kein Wort, nickte nur. Als sie sich aufsetzte, berührten ihre Füße den Boden. Kaum gesetzt, riss sie die Fersen wieder hoch, hob den Kopf, sah Nazenin an, die vor ihr stand, und nahm den erwarteten Befehl entgegen.

»Mach das sauber!«

An ihren Sohlen klebte das Blut des toten Mädchens.

»Hatte ich dir nicht gesagt, die Kleine soll unten schlafen?!«

Yeşim war erst vor fünf Monaten an das Regionalinternat gekommen. Kaum hatte sie die auf zweiundzwanzigtausend Quadratmetern gegründete Schule erblickt, gingen ihre Füße rückwärts, und rückwärts rennen wollte sie, als sie erfuhr, dass für vierhundertdreißig Schüler nur vier Lehrer zuständig waren. Hätte sie nicht seit fünf Jahren darauf gewartet, an irgendeiner Schule eingesetzt zu werden, wäre ihr diese physisch durchaus heikle Art der Fortbewegung sicher gelungen.

»Ich rede mit dir! Hörst du mich?«

Warum nur arbeitete sie nicht an einer Schule, wo sie hätte sagen können: »Hol deine Eltern!« Die Eltern der Schüler an dieser Schule aber kamen meist mit AK-47ern in den Händen

und fragten: »Kümmern wir uns gut um dich, Frau Lehrerin?« Machten klar, dass sie, wenn sie wollten, sich auch schlecht kümmern könnten. An dieser Schule gab es keine faulen, frechen, bösen oder nichtsnutzigen Kinder. An dieser Schule gab es Agenten als Lehrer, die den Kindern das Gehirn wuschen. Lehrer, über die es hieß: »Sie sind hier, um uns unsere Lieblinge zu entreißen!« Mit Unterricht in Sozialkunde, Mathematik und Türkisch, diversen Aufgaben und schriftlichen Tests wurden die Kinder gefoltert, die gefangen gesetzt worden waren, weil ihre Väter gegen den Staat kämpften. Was sollte ein Mädchen von vierzehn, das längst über das Heiratsalter hinaus war, mit einem männlichen Lehrer im Alter ihres potenziellen Ehemannes zu tun haben? Auch aus religiöser Sicht waren diese Schulen nicht statthaft. Doch welche Möglichkeiten hatte man schon? Die Organisation konnte ihre Leute nicht immer und überall schützen. Stand man dem Staat allein gegenüber, gab es kein Entrinnen. Da wurden die Kinder, die vor den Häusern aus reinlichem Kuhdung mit der Tollwut spielten, am Kragen gepackt und Yeşim in die Arme geworfen. Und sie öffnete ihre Arme. Griff schamlos nach Schultern und rüttelte sie.

»Derdâ, antworte mir! Ist dir klar, was du da getan hast?!«

Doch gab es eine Derdâ, die fähig gewesen wäre zu antworten? Gab es sie noch? Wie viel von Derdâ war vierzehn Jahre alt? Ihre Beine, ihre Nägel, ihre innen angenagten Wangen? Was an ihr war Kind? Die Haare, die ihr wie Dampf aus dem Zopf entwichen, ihre Fersen, die einfach nicht vernarben wollten?

»Schön, Derdâ, dann eben nicht. Geh jetzt in den Speisesaal, iss dein Frühstück. Wasch dir vorher Gesicht und Hände!«

Sosehr Derdâ Kind war, sosehr war die 26-jährige Yeşim Lehrerin. Sie nahm dem mageren Mädchen die Hände von den Schultern. In einem letzten Versuch legte sie ihr drei Finger unters Kinn und hob ihren Kopf. Vielleicht nützte es etwas, sie direkt anzuschauen. Hauskatze und Straßenkatze Auge in Auge, eine Handbreit voneinander entfernt. Es war Yeşim, die aufgab. Sieger waren Derdâs verschlossene Lippen.

»Mit dir rede ich später.«

Yeşim beobachtete, wie das kleine Mädchen hinter der Tür verschwand, dann öffnete sie die oberste Schreibtischschublade und angelte eine Schachtel Zigaretten heraus. Sie entnahm ihr das Feuerzeug und eine Zigarette, zündete sie an. Rauch verhüllte ihr Mund und Gesicht. Yeşims Augen trännten stärker. Ein paar Züge lang überlegte sie davonzulaufen. Dachte daran, das Gebäude zu verlassen, den Hof zu überqueren, die Eisenpforte zu durchschreiten, zum Dorf zu laufen, in den Minibus zur Stadt zu steigen und sich aus dem Staub zu machen. Wenige Züge später kehrte sie zurück. Drückte die Zigarette in den gläsernen Aschenbecher. Hielt sie für gelöscht. Doch nichts war gelöscht. Die gekrümmte Kippe glomm weiter. Sie versuchte es wieder. Und wieder. Ihre Fingerkuppen färbten sich schwarz. Asche schob sich unter die Fingernägel. Die Zigarette aber verlosch nicht. Yeşim kümmerte sich nicht weiter darum, schloss die Augen und begann zu warten. Auf das, was kommen würde. Ein Erdbeben, Feuer, eine Lawine, irgendeine Katastrophe. Irgendeine göttliche Bleistiftspitze, die unter alles einen Punkt setzte. Sie wartete. Und das Erwartete trat ein.

Ohne dass angeklopft worden wäre, ging die Tür auf, die zu klein für ihren Rahmen war. Neziha, der Stellvertreter des Rek-

tors, erschien. Er streckte den bebrillten Kopf ins Zimmer und spähte zur jungen Lehrerin hinüber, die während der Dienstzeit mit geschlossenen Augen auf ihrem Stuhl saß.

»Yeşim Hanım, ist jetzt der Moment zum Schlafen?«

Die Augen klappten auf.

»Die Familie des Mädchens wird nicht kommen. Das Dorf ist zurzeit abgeschnitten. Wir legen sie vorerst in den Fleischschrank in der Küche. Bis die Gendarmerie da ist. Sie gehen am besten in den Speisesaal runter. Die Kinder sollten nicht ohne Aufsicht sein.«

Auch wenn diese keiner der erwarteten Katastrophen glich, war die Nachricht, das tote Kind solle im Fleischschrank aufbewahrt werden, deprimierend genug. Alles in Yeşims Brust verkrampfte sich. Bauch und Magen klammerten sich aneinander und mutierten zu Stein. Ihr Körper wurde schwer, als hätte sie ein Monument verschluckt. Wenn Nezih sah, dass sie nicht aufstand, würde er sie drängen. Das tat er.

»Yeşim Hanım, niemand kann es sich leisten, einfach abzuwarten. Kommen Sie schon!«

Aus dem Aschenbecher qualmte es noch immer. Yeşims Augen folgten dem Rauch, der sich verflüchtigte, je höher er stieg. »So verlieren Menschen sich also«, dachte sie. Mehr dachte sie nicht. Sie griff nach dem gläsernen Aschenbecher, schleuderte ihn Nezih entgegen. Die Tür wurde dem bebrillten, in den Gang flüchtenden Kopf zum Schild. Yeşims leere Hand packte einen schweren Locher. Er nahm denselben Weg wie der Aschenbecher. Dann folgten eine Stiftebox, ein Notizbuch und ein Wälzer von 500 Seiten. Als Letztes hoben die Prüfungsarbeiten vom Schreibtisch ab, flogen auf wie wilde Vögel. Stießen aneinander und stürzten ab. Durch Ritzen,

die die Tür nicht schließen konnte, drang Nezihs Stimme ins Zimmer.

»Yeşim Hanım! Mädchen! Yeşim! Verdammt noch mal!«

Das ganze Zimmer hörte es, nur Yeşim nicht. Ihr Blick fiel auf ein Schreibtischset, ein Geschenk ihrer Mutter. Füllfederhalter, Kugelschreiber und Brieföffner in derselben Farbe. Sie schnappte sich den Brieföffner und stieß zu. Es war ihr versteinertes Bauch, den sie traf. Kein Problem, wenn sie gestorben wäre. Doch leider überlebte sie.

\*

Die Schule, die an ein und demselben Tag einen Todesfall und einen Selbstmordversuch beherbergt hatte, empfing Gäste in Tarnkleidung. Die Gendarmen scherzten mit den Kindern, doch die Kinder lachten nicht. Der Hauptmann tat, als hörte er dem Rektor zu, doch er hörte nichts. Nezh rieb sich mit zwei Fingern die Schläfen, sein Kopf tat aber gar nicht weh. Derdâ kaute auf dem Bissen in ihrem Mund herum, schluckte aber nicht. Yeşim, die die einzige Trage der Krankenstation belegte, wollte sterben, lebte aber weiter.

Entscheidungen wurden getroffen, Anordnungen erteilt. Yeşim und der kleine Leichnam sollten von den Gendarmen in die Kreisstadt gebracht werden, dort würde man je nach Zustand weiter mit ihnen verfahren. Zu den Zuständen der Materie gehörte auch der der Ausnahme. Die Schule im Ausnahmezustand ballte sich jeweils dort, wo die unbeaufsichtigten Kinder zusammenkamen. Sie schwankte wie ein von einer plötzlichen Welle getroffenes Boot. Nur Derdâ auf dem Hof wurde übel, die anderen kannten keine Probleme mit dem Gleichgewicht. Deshalb war Derdâ die Einzige, die umfiel. Als fiel sie ins Meer. Sie ertrank nicht, doch man drehte sie auf den Bauch, damit sie ihre Zunge nicht verschluckte. Sie lag da wie ausgestreckt, nicht wie umgefallen.

Als sie zu sich kam, nahm sie Yeşims Geruch wahr. Sie hob den Kopf und hielt Ausschau nach der Lehrerin. Doch die Krankenstation war verlassen, Derdâ lag auf der Trage, die Yeşim geräumt hatte. Länger konnte sie ihren Kopf nicht halten, bettete ihn auf das Kissen. Nur die Haare waren dazwischen, wurden zwischen Kopf und Kissen eingeklemmt, aber kein Einziges schrie. Derdâ hätte sie auch gar nicht gehört, denn sie weinte.

An einem einzigen Tag hatte sie einen Todesfall und einen Selbstmordversuch verursacht. Vor Wut zugepresste Lider bedeckten ihre Augen, mit dem einen sah sie Yeşim, mit dem anderen die Kleine aus Yatırca. Derdâ hätte als erster Mensch mit doppeltem Gewissen in die Medizingeschichte eingehen können, für ihren kleinen Körper war das alles zu viel. Deshalb blieb sie auf der Trage liegen. »Sie werden mich ins Gefängnis stecken«, murmelte sie.

»Die Gendarmen werden alles erfahren und mich dann ins Gefängnis stecken!«

Dabei gab es vor den Gendarmen eine andere Institution, die Derdâ zu fürchten hatte, die älteste der Welt: die Familie. Oder doch die Hälfte davon: die Mutter. Einen Vater gab es nicht. Er war fortgegangen. Nach Istanbul. Vor zwölf Jahren. Vier Tage, nachdem er ihre Mutter geschwängert hatte. Und er war nie wieder aufgetaucht. Immerhin war er so nobel gewesen, seine Frau nicht allein, sondern schwanger zurückzulassen. Sie hatten vor Gott, dem Imam und zwei Zeugen geheiratet, so dass immer noch Gott blieb, als alle anderen gegangen waren. Sein Nutzen würde sich für die Frau allerdings erst am Ende ihres Lebens erweisen, denn ihr einziges Gebet lautete: »Wenn Gott nur meine Seele nähme und ich gerettet wäre!« Das erwartete Wunder würde sicher eintreten und Gott sie erhören, doch die Frau gehörte zu jenen, die alles sofort wollten. Deshalb würde sie nicht darauf warten, dass Derdâs Brüste schwellen, um sie zu verschachern. Ihre Geduld war erschöpft. Elf Jahre hatte sie gewartet. Die beiden ersten davon hatte sie bei der Familie ihres verschwundenen Ehemanns zugebracht, war oft böse beschimpft worden, weil sie keinen Sohn zur Welt gebracht hatte. Den Rest in der Kreisstadt, wo-

hin sie sich mit der Tochter geflüchtet hatte und wo sie seither im Lehrerwohnheim putzte. Sich selbst hatte sie nun genug beschmutzt. Sie hatte keine Sekunde mehr zu verlieren. Sie hatte es satt, in den drei Stockwerken des Lehrerwohnheims dem Eimer hinterherzurutschen, sich die Knie beim Scheuern aufzuschürfen und sich vom Spülwasser die Hände verätzen zu lassen. Sie musste ins Dorf zurück. Ein Häuschen bauen, ein paar Tiere anschaffen. Das Mädchen hatte eh keine Lust zur Schule. Wäre sie andernfalls auf dem Schulhof ohnmächtig geworden? Hätte sonst der Stellvertreter angerufen und gesagt, komm und kümmere dich um deine Tochter? Wusste der Kerl, der sich stellvertretender Rektor nannte, was die Fahrt mit dem Minibus kostete? Putzte der vielleicht das Lehrerklo? War er es, der hustete, wenn ihm der Geist des Salzes die Lunge reizte? Sie würde ihre Tochter von der Schule nehmen. Falls man sie nicht herausgab, würde sie sie entführen. Sicher würde sie einen Weg finden. Und dann würde sie ins Dorf gehen. Immerhin gehörte sie einem Clan an. Auch wenn sie kein Geld hatte, sie hatte Dêrdâ. Die Verwandten würden einen Ausweg wissen. Wer nähme nicht gern ein Unschuldslamm von elf Jahren? Gegen ein Häuschen und ein wenig Vieh würde Dêrdâ verschwinden, wie sie gekommen war. Wäre unter der Haube, um ihrer Mutter ein ruhiges Leben zu verschaffen. Das war ein Kind seinen Eltern schuldig.

»Saniye Ablâ!«

Sie löste den Kopf vom Fenster des Minibusses, an das sie sich gelehnt hatte, und schaute sich um. Sie tauchte aus den Gedanken auf und gab dem Fahrer sein Geld. Auf dem Rückweg setze ich mir das Mädchen auf den Schoß, für die zahle ich nicht extra einen Platz, dachte sie und betrat das Schulgelände.



»Deine Tochter ist unpässlich. Aber keine Angst, es ist nichts Schlimmes. Entschuldige, dass wir dich haben rufen lassen. Wir dachten, das Kind freut sich, wenn es dich sieht«, sagte Nezh.

Nun war Saniye an der Reihe. Zu sprechen und sich zu freuen.

»Ich nehme meine Tochter mit, Herr Stellvertreter. Ich fahre eine Woche mit ihr ins Dorf. Sie soll sich ausruhen. Wenn es ihr besser geht, bringe ich sie wieder her.«

Nezh dachte an Yeşim. Sie können sich nicht daran gewöhnen, dachte er. Manche können sich an die Gegend hier nicht gewöhnen. Es war abzusehen. Sie verhielt sich schon so komisch, als sie ankam. Offenbar war sie verrückt. Man legte doch nicht Hand an sich!

»Was meinst du, Herr Stellvertreter?«

»Bitte?«

»Das Mädchen, sage ich. Ich bringe sie für eine Woche ins Dorf.«

»Ins Dorf? Nach Yatırca? Der Weg dahin ist abgeschnitten.«

»Nein, ich bringe sie nach Kurudere.«

Nezh war genervt. Er wollte die Sache nicht in die Länge ziehen. Seine Gedanken waren bei Yeşim. Mehr noch bei ihrem Busen. Jener Nacht, als er ihren Busen betastet hatte. Als er eine Hand auf ihren Mund und die andere auf ihren Busen gepresst hatte. Als er ihr in die sich weitenden Augen geblickt und gefaucht hatte: »Ich lasse dich umlegen, eine Leiche wird man nicht finden!« Als Yeşim nicht aufgehört hatte zu zittern, obwohl sie starr war vor Angst. In ihr Gesicht hatte er abgespritzt und war mit den Worten »Keine Angst, ich bums dich nicht!« aus dem dunklen Zimmer geschlüpft. Nun war Yeşim

fort. Wen sollte er jetzt befummeln? Wer würde sich anschließend artig das Gesicht waschen und tun, als wäre nichts geschehen? Wer würde zittern wie Yeşim? Die in der Abschlussklasse? Oder eher die Jüngeren? Nazenin fiel ihm ein. Nazenin und ihr blondes Haar. Warum nicht, dachte er. Seine gute Laune war wiederhergestellt.

»Gut, in Ordnung, nimm deine Tochter mit. Aber hör zu, nur eine Woche!«

»Gott vergelt's, Herr Stellvertreter!«

Nezih ließ sich nicht gerne die Hand küssen. Er fasste Saniyes Schulter und schob sie von sich. Eine hübsche Frau, dachte er. Wenn sie bloß nicht so nach Putzmittel röche!

\*

Derdâ begriff nicht. Sie wiederholte ihre Frage.

»Für eine Woche?«

Saniye war dabei, die Habseligkeiten ihrer Tochter aus dem Spind zu räumen und in zwei Taschen zu verstauen. Nun hob sie den Kopf zu Derdâ.

»So viel hat der Herr Stellvertreter erlaubt.«

»Aber was wird aus den Schularbeiten?«

Saniye sah Derdâ in die Augen.

»Was du versäumt hast, holst du nach, wenn du zurück bist.«

»Dann bin ich heute in einer Woche wieder hier, ja?«

Saniye starrte Derdâ in die Pupillen.

»Natürlich, Mädchen. Was sollen wir denn im Dorf? Ich habe ja auch gar nicht länger Urlaub.«

Besser, als verhaftet zu werden, dachte Derdâ. Besser, als von den Gendarmen mitgenommen zu werden. Ihr fielen die Schulbücher ein. In Mathe waren ihr ein paar Brüche unklar. Im Dorf hätte sie reichlich Zeit zum Üben.

»Warte, ich geh eben in die Klasse und hol meine Bücher.«

Diesmal sah Saniye Derdâ nicht ins Gesicht und schwieg. Nur den langen Zopf betrachtete sie, der dem Mädchen bei jedem Schritt den Rücken peitschte. Sie wird ihnen gefallen, dachte sie. Und lächelte.

Der Klassenraum war leer. Derdâ öffnete ihr Pult und hob Bücher und Hefte heraus. Sorgsam packte sie alles in ihre Tasche. Sie hasste verknickte Kanten. Gerade verstaute sie das Mathematikbuch, da kam Nazenin herein.

»Wo gehst du hin?«

»Meine Mutter ist da, wir fahren ins Dorf«, sagte Derdâ. Um der Angstbeule, die immer hinter ihrer Stirn schwoll, wenn

sie mit Nazenin allein war, keine Chance zu geben, zu platzen und ihren ganzen Leib zu überschwemmen, beeilte sie sich und nahm hin, dass das Buch gequetscht wurde, als sie es in die Tasche stopfte.

»Wann kommst du wieder?«

»In einer Woche.«

Nazenin war irgendwie merkwürdig. Der übliche Hauch von Brutalität in ihrer Stimme fehlte heute. Normalerweise kamen ihre Worte Faustschlägen gleich. Die Hände brauchte sie dazu nicht. Nun aber sah sie nur zu. Regungslos. Derdâ mühte sich mit dem Reißverschluss der prallen Tasche ab, sie aber sah nur zu. Fünfzehn war Nazenin. Das galt anderswo für fünfundzwanzig.

»Du kommst doch zurück, oder?«

Derdâ wusste nicht, wie sie auf Nazenins Interesse reagieren sollte. Sie hatte noch nicht gelernt, angstfrei zu sprechen.

»Natürlich. Mama hat gesagt, in einer Woche bin ich wieder da.«

Derdâ hängte sich die Tasche über die Schulter und tat einen Schritt. Nazenin vertrat ihr den Weg. Nur eine Ohrfeige entfernt. Der Größenunterschied zwischen ihnen betrug gerade mal ein dickes Buch, und genau so weit hob Derdâ den Kopf. Ein paar Herzschläge lang sah Derdâ Nazenin so, wie Nazenin alle Mädchen sah, die wie Derdâ fortgingen. Keine war zurückgekehrt. Und keine hatte geahnt, dass sie nicht wiederkommen würde. Wenn die Zeit reif war, würde auch sie gehen. Ihrem Onkel folgen, gehen und nicht in die Schule zurückkehren. Fortgehen. Mitgenommen werden. Nazenin gab den Weg frei. Und Derdâ ging los. Soll ich mich umdrehen und winken, überlegte sie. Sie unterließ es. Aus Furcht.

»Mädchen aus Yatırca!«

Derdâ erstarrte. Drehte sich um. Sie erblickte eine Hand. Eine erhobene Hand. Nazenin zeigte ihre Handfläche. Winken nannte man das. Derdâ lächelte. Zum ersten Mal an jenem Tag. Vielleicht in jener Woche.

Derdâs Beine schmerzten von den kurzen Schritten, die sie machte, um auf dem angeschmolzenen Schnee nicht auszurutschen. Ihre Ohren, die hörten, was die Mutter sagte, waren rotgefroren.

»Klar, du musstest ja all die Bücher einpacken, und jetzt kannst du nicht laufen!«

»Fahren wir nach Kurudere?«

»Wir fahren zu deiner Tante. Du erinnerst dich doch an Tante Mübarek? Zu ihr fahren wir.«

Bevor die beißende Kälte ihnen schaden konnte, mussten sie die Hauptstraße erreicht und einen Minibus bestiegen haben. Saniye gehörte zu jenen, denen vom Reden warm wurde.

»Was war denn in der Schule heute los? Von irgendwas war da die Rede, ich hab's nicht richtig verstanden.«

Derdâ starrte vor sich hin. Am liebsten hätte sie ihr Gesicht in der Brust verborgen. Vor Scham, vor Kälte.

»Ein Mädchen aus unserem Dorf. Sie ist aus dem Bett gefallen. Tot. Die Gendarmen waren da. Und Lehrerin Yeşim ...«

Wer sich gern warmredet, hört ungern zu. Längst hatte Saniye die Hand gehoben und zappelte wie ein dummer Vogel, um den Minibus anzuhalten.

Als die weiße Tür mit der beschlagenen Fensterscheibe aufschwang, schlug ihnen warmer Mief entgegen. Über die einzige Stufe kletterten sie in den Minibus hinein. Saniye brauchte

sich Dêrdâ nicht auf den Schoß zu setzen, der Fahrer verlangte kein Fahrgeld für das Mädchen. Er war entfernt mit Saniye verwandt. Einer von einer unbekanntèn Anzahl nutzloser Verwandter.

Der Schnee auf dem Kragen schmolz und rann ihnen in den Nacken. Der warme Atem aus fünfzehn Mündern in dem mit vierzehn Fahrgästen besetzten Minibus machte schläfrig. Die Lider sanken, die gefrorenen Wimpern weichten auf. Dêrdâ saß in der letzten Reihe zwischen einem alten Mann und der Mutter eingequetscht, die Schultern wurden ihrem Kopf zum Kissen. Sie schlief ein. Im Schlaf schien sie zu schrumpfen. Beim Schrumpfen suchte ein Alptraum sie heim. Sie hielt den toten Körper der Kleinen aus Yatırca im Arm und weinte. Bis sie aufwachte. Anschließend erinnerte sie sich an nichts.

»Saniye Ablâ!«

In Kurudere stiegen sie aus.

\*

Kurudere wirkte eher wie unregelmäßiges Gelände denn wie ein Dorf. Aus den Buckeln der gefensterten Erhebungen stieg Rauch auf und malte Flecken an den schneeweißen Himmel. Straßen oder Adressen gab es in Kurudere nicht. Nur Hügel, dicht aneinandergedrängt zum Schutz vor der Kälte. Und in den Hügeln Menschen. Sie lebten, auch wenn sie es sich nicht anmerken ließen. Dreiundvierzig Häuser. Auf einem Fleck. Vom Clan der Aleyzam, vom Zweig der Kender. Dem faulen Zweig, zu keiner Scheiße nütze. Ein Nest voller Ameisenkadaver, das nicht einmal Scheich Gazi aufzusuchen sich herabließ. Ein knochentrockner Bach. So trocken, dass er vielleicht niemals dort entlanggeflossen war. Vielleicht hatte der Bach, als er das Dorf sah, die Richtung geändert.

Die Menschen in Kurudere sprachen nicht. Waren sie wütend, murrten sie, beteten sie, murmelten sie. Ansonsten herrschte Schweigen. Und die Krähen. Und der Lautsprecher der Moschee: »Leute von Kurudere! Scheich Gazi Hodscha Efendi der Gesegnete besucht das Dorf Girinti. Wir fahren hin und huldigen ihm. Der Minibus fährt morgen früh um neun ab.« Dann Rauschen. Gehüstel vom Imam. Dann wieder Schweigen. Als wäre da nichts. Als hielte jemand den Atem an. Dreiundvierzig Häuser. Dreiundvierzig gottverlassene Häuser.

»Schwester, wir sind's.«

Mübarek sah Saniye an, Derdâ Mübarek. Mübarek war so beleibt, dass sie die Tür, vor der sie stand, vollständig verdeckte. Oder die Türen in Kurudere waren so klein, dass man nur geduckt hindurchkam. Hinter Mübarek, auf Höhe ihrer Brust, erschien ein Kopf. Ein Mädchen in Derdâs Alter tauchte auf.

»Na so was, Saniye!«, sagte Mübarek. Vielleicht war es auch ein Murren.

»Willst du uns nicht hereinbitten? Lass uns rein, dass wir zu Atem kommen.«

Statt der Tür ging Mübarek auf, und alle vier verschwanden bei lebendigem Leib in einem der Hügel von Kurudere.

»Wie groß sie geworden ist!«, sagte Saniye und tätschelte Fehime, der jüngsten Tochter Mübareks, den Kopf.

»Elf ist sie geworden«, sagte Mübarek.

»Meine Derdâ ist auch elf.«

Mübarek redete nicht lange um den heißen Brei herum.

»Was willst du hier, Saniye?«

Die Antwort hatte Saniye parat. Im Minibus hatte sie sie ausgebrütet.

»Sie haben mich im Lehrerwohnheim entlassen. Und das Mädchen ist krank. Ich habe niemanden sonst, wohin sollte ich gehen? Nur ihr seid noch da.«

Auch Mübarek hatte ihre Worte parat. Sie waren allerdings etwas schal. Unverändert seit Jahren.

»Das hättest du dir überlegen müssen, bevor du einen aus Yatırca nimmst. Was ist aus ihm geworden, dem Hund? Hast du Nachricht?«

»Nein, Abla, keine Nachricht und auch sonst nichts. Gebe Gott, dass er längst krepirt ist!«

»So Gott will!«

Sie schwiegen, musterten sich. Vor allem Fehime. Sie beäugte Saniye, dann Derdâ. Wie Tiere starrten sie einander an. Minutenlang. Bis der Tee kam.

Während Fehime die Gläser füllte, wechselte Mübarek das



Bein, das sie untergeschlagen hatte, weil es eingeschlafen war. Dann sprach sie.

»Warten wir auf Ebcet, sehen wir, was er sagt. Vielleicht kennt er jemanden im Lehrerwohnheim.«

Saniye wärmte sich am Glas in ihrer Faust. Sie sah Fehime an.

»Fehime, nimm Dêrdâ mit ins Dorf.«

Fehime sah, dass ihre Mutter nickte, und ging zur Tür. Dêrdâ folgte ihr. Als die Tür sich hinter ihnen schloss, öffnete sich Saniyes Mund.

»Eigentlich will ich das Mädchen verheiraten. Fällt dir wer ein? Deshalb bin ich mit ihr hier.«

Mübarek wieherte. Wie ein Nilpferd. Dann brach sie ab und sprach.

»So ist das also? Erst hast du das Mädchen in die Schule gesteckt, jetzt willst du sie an den Mann bringen. Wer nimmt denn ein Mädchen von der Schule? Beschmutzt ist die Kleine.«

Das hatte Saniye auch schon gedacht, doch was blieb ihr anderes übrig? Sie hatte das Mädchen aus lauter Not zur Schule geschickt. Als Interne. Wäre sie in der Lage gewesen, selbst für sie zu sorgen, hätte sie sie wohl kaum dem Staat überlassen.

»Was soll ich machen, Abla. Aber jetzt ist Schluss. Aus. Ich habe sie da weggeholt. Sie wird nicht dorthin zurückkehren. Berichte du mir von hier. Gibt es hier nicht Leute, denen es gut geht?«

Mübarek lehnte sich an die mit Teppichen behängte Wand. Den Blick zur Decke gerichtet dachte sie nach. Was, wenn Ebcet Lust auf Saniye bekommt, dachte sie. Was, wenn Saniye gar nicht wieder geht? Was, wenn Saniye nicht genug Geld hat, um wieder zu gehen? Aber was, wenn Dêrdâ eine gute Partie

macht, Saniye das Brautgeld kassiert und verschwindet? Dann erzählte sie, was sie an der Decke gesehen hatte.

Fehime hatte Dêrdâs Rock durch den Mantel blitzen sehen. Die Farbe kannte sie. Das war die Farbe der Schule.

»Kannst du lesen?«

Dêrdâ formte den vom Boden aufgenommenen Schnee zum Ball und warf ihn zwischen zwei Hügel.

»Klar. Ich gehe in die Fünfte. Gehst du denn nicht zur Schule?«

Mit einem Hölzchen kratzte Fehime Schnee von der Sohle ihrer Gummistiefel.

»Nein.«

Sie schwiegen. Es gab nichts weiter zu sagen.

»Meinst du, es klappt?«

Saniye war aufgeregt. Ein Häuschen und ein paar Stück Vieh traten ihr vor die Augen.

»Sicher, warum nicht? In wenigen Wochen ist Frühling. Dann kommen sie alle her. Kommen, um Scheich Gazi die Hand zu küssen.«

Saniyes Aufregung wuchs.

»Von weit her kommen die?«

»Sicher. Du musst nur ein wenig Geduld haben. Ich spreche auch mit Ebcet. Der findet schon einen Weg.«

Saniye hüpfte das Herz in der Brust.

»Schwör's!«

»Also, sie kommen jedes Jahr her. Holen sich Mädchen aus dem Dorf und verschwinden wieder. Dafür geben sie eine Menge Geld. Nun verrät du mir mal Folgendes: Sagen wir, du kriegst das Geld. Wo willst du dann leben?«

»Du musst schon entschuldigen, Abla, aber hier bleibe ich nicht!«

Zum ersten Mal, seit sie ihre Schwester erblickt hatte, freute Mübarek sich. Sie war so glücklich, dass sie aufstand und Saniye Tee nachschenkte.

»Ich geh nach Tomurcuk ... ein paar Tiere ... ein Haus ... ist schön da ... bei der Kreisstadt ...«

Mübarek hörte gar nicht mehr zu. Der Rest interessierte sie nicht.

Ebcet musterte die Neuankömmlinge im Zwei-Raum-Haus und nahm den ersten Zug von der Zigarette. Küchenschaben gleich hockten Mübarek und Saniye in einer schummrigen Ecke des Raumes und flüsterten miteinander. Derdâ brachte Fehime bei, ihren Namen zu schreiben. Die haben uns noch gefehlt, dachte Ebcet. Zwei Mäuler mehr. Was er verdiente, reichte kaum für die eigene Familie. Womit sollte er die Frau von dem Kerl aus Yatırca und ihren Bastard füttern? Aber er würde sich vor dem Dorf blamieren, wenn er sie aus dem Haus warf. Was sagte Scheich Gazi immer? Seid den Waisen ein Vater! Na schön, nur wie? Der Kiosk lief schlecht. Seit die Gendarmen geschmuggelte Zigaretten im Visier hatten, war der Verkauf eingebrochen. Im ganzen Kreis gab es niemanden, dem es gut ging. Je länger er grübelte, umso wütender wurde er. Verdrossen erhob er sich. Als Ebcet aufstand, verstummten die anderen. Alle außer Mübarek.

»Wolltest du etwas?«

»Komm mit!«

Mübarek folgte ihrem Mann. Sie traten in die Eiseskälte hinaus. An seiner Zigarette steckte sich Ebcet die nächste an.

»Wann verschwinden die wieder?«

»Darüber wollte ich gerade mit dir reden«, sagte Mübarek.  
»Saniye will Dêrdâ unter die Haube bringen. Gib doch morgen dem Sohn von Scheich Gazi Bescheid. Vielleicht findet sich jemand.«

Ebcet hielt den Rauch in der Kehle zurück und schaute Mübarek an, soweit er sie im Dunkeln erkennen konnte. Gott hatte sich seines Knechtes erbarmt. Sämtliche Sorgen verflohen mit dem Rauch, der ihm aus dem Mund quoll.

»Gut, ich sprech's an. Wie alt ist sie?«

»Elf«, sagte Mübarek.

»Maschallah!«, sagte Ebcet.

\*

Vor dem Dorf Girinti herrschte eine Stimmung wie auf einem Automarkt. Die Leute waren aus allen Ecken des Kreises herbeigeströmt, um Scheich Gazi zu sehen, sie standen auf dem Dorfplatz versammelt und fanden vor lauter Hand-Geküsse und Zigaretten-Anbieten kaum die Gelegenheit, miteinander zu reden. Ein Knirps von vielleicht sechs Jahren kreischte: »Da sind sie!«

Vier Wagen, so lang wie acht, hielten Einzug ins Dorf. Hintereinander kamen sie zum Stehen. Die Menge umringte sie. Wer die Füße küssen durfte, war vorher festgelegt worden. Dieselben Männer durften auch die Türen öffnen. In welchem Wagen mochte Scheich Gazi sitzen? Wer von ihnen würde der Glückliche sein? Hinter welcher Tür steckte der Scheich? Hinter den schwarzen Scheiben war ja nichts zu erkennen!

Als sie Ebcet »Allah!« rufen hörten, vergaßen die anderen Fußeküsser jene, die durch die Türen, die sie aufgerissen hatten, ausstiegen, und spähten halbblind vor Neid hinüber. Der einundachtzigjährige Scheich Gazi hatte keine Eile mit dem Aussteigen. Zuerst streckte er die Füße heraus. Noch bevor sie den Boden erreichten, hatte Ebcet sie geschnappt und küsste sie. Er konnte nicht sehen, was genau er küsste. Ein wenig Kaftanstoff, ein wenig Schuhleder. Er spürte eine Hand auf seinem Kopf. Scheich Gazis Hand. Ebcets wie zum Gebet gesenktes Haupt diente dem alten Mann als Krücke. Er stützte sich auf Ebcet und hievte sich aus dem Wagen. Ebcet aber war noch nicht fertig. Er richtete sich auf und machte sich über die Hände des Scheichs her. Küsste sie, führte sie an die Stirn. Beide Hände. Tränen rannen ihm aus den Augen. Wieder hatte Gott sich seines Knechtes erbarmt! Ihm war bewusst, dass aller Blicke auf ihm lagen. Dass jeder ihm seine

Stelle neidete. Der ganze Aleyzam-Clan, der gesamte Hikmet-Orden, alle. Zwei magere Hände fassten nach seinen Wangen und bogen ihm den Kopf nach oben. Erst da begegnete sein Blick dem des Scheichs. Für wenige Sekunden. Dann beugten die Hände Ebcets Kopf, und Scheich Gazi berührte die vor ihm schwebende Stirn mit den Lippen. Auf Ebcets Stirn blühten Rosen auf.

Mit seinen einundsechzig Jahren war Gido Ağa ein Clan-Führer, der von dem Treibstoff, der nachts über die iranische Grenze ins Land einsickerte, einen solchen Anteil erhielt, dass er darin schwimmen konnte. Dem senilen Scheich Gazi traute er zwar nicht über den Weg, war aber gezwungen, ihm ins Gesicht zu lächeln. Der Clan der Aleyzam. Eine Horde, die ihr Fähnchen in den Wind hängte, die alle fünf Jahre zwischen Dorfschützertum und Terrorismus hin- und herwechselte. An ihrer Spitze ein Schafhirte namens Gido Ağa. Sein Haus war geräumig. So geräumig wie zehn. Und auch in diesem Haus gab es natürlich einen Platz für das Oberhaupt. Auf diesem Platz saß nun in seinem weißen Kaftan, seinem weißen Turban Scheich Gazi und döste. Alt war er geworden. Weder sprach er, noch hörte er zu. Eigentlich war er nichts anderes als ein Banner. Bei seinen Reisen durch die Dörfer wurde er an einer geeigneten Stelle aufgepflanzt, ringsum versammelte man sich. Während Scheich Gazi im eigenen Wind flatterte, kümmerte sich sein Sohn Hıdır Arif um die Angelegenheiten des Ordens.

Im Wohnzimmer war allein Tayyar noch auf den Beinen. Ein Judoka, geschaffen aus Muskeln und Nerven statt aus Fleisch und Knochen. Er stand hinter Scheich Gazi, und seine

Augen registrierten alles, was sie sahen, mit der Schärfe von Objektiven. Beinahe zwei Meter groß und hundert Kilo schwer. Arme, die den Kaftan sprengten, eine Stirn, die zu schmal für sein Gesicht schien, eine nach dem Bruch nicht gerichtete Nase und Finger, stark wie Pistolenläufe. Die Hände unterhalb der Schärpe verschränkt, fixierte er seine Umgebung, als wolle er jedes Staubkorn in der Luft einzeln aufspüren. Er war Scheich Gazis Adoptivsohn. Mit sieben hatte er zu ihm gefunden. Ein Palästinenser, dessen Mutter, Vater und vier ältere Schwestern von israelischen Bomben getötet worden waren. Unter den drei Millionen Palästinensern, die 1967 vor dem Sechs-Tage-Krieg geflohen waren, hatte er die Hände der Hikmetisten ergriffen, die Grenzen überwunden und die Gunst ihres Scheichs erlangt. Mit seinen siebenjährigen schwarzen Augen hatte er Scheich Gazi so angeblickt, dass dieser sagte: »Weine nur! Weine, so viel du willst, mein Kind. Denn von nun an wirst du nie wieder weinen.«

An jenem Tag war Tayyar in Scheich Gazis Schatten getreten und unter seinem Atemhauch aufgewachsen. Er wuchs heran und wurde seinem Adoptivvater zu Auge, Zunge und Faust. Keine Stadt gab es im Land, die er nicht betreten hätte, keinen Hikmetisten, in dessen Ohr er nicht Scheich Gazis Wort geflüstert hätte. Seine Befehle wie auch seine Bitten überbrachte er. Er wurde zu dem Botschafter, den der Scheich, der im Laufe der Jahre mehr und mehr verstummte, ins Leben entsandte. Und hatte nie wieder geweint.

Der Unterschied der Hikmetisten zu anderen Orden in der Region war der, dass man ihren Scheich für »entrückt« hielt. Es gab keine Medresse, in der sie unterkamen, keinen Konvent, in dem sie residierten. Der entrückte Scheich

Gazi war als Gast geboren und würde als Gast dahinscheiden. Er hatte weder ein Zuhause, noch war er behördlich erfasst. Deshalb wechselte er alle drei Monate den Aufenthaltsort, zog vom Haus eines Anhängers zum nächsten und lebte von gastfreundschaftlicher Aufnahme. Entrücktheit war das Grundprinzip des Hikmetismus. Für die Hikmetisten galten keine Staatsgrenzen. Für sie galt kein Staat. Es gab nur Gläubige und Ungläubige. Aus diesem Grund waren sie über die ganze Welt verstreut. Weil sie entrückt waren. Selbstverständlich existierten einige Grundbuchauszüge, auf denen Hıdır Arif stand. Entrücktheit bedeutete ja nicht unbedingt Besitzlosigkeit. Hıdır Arif war in Istanbul. Gelegentlich auch in London. Dort wartete er darauf, dass sein Vater starb. Meistens in einem Viertel namens Çemendağ in Istanbul. Zweihunderteinundzwanzig der zweihundertsechszwanzig Wohnhäuser des Viertels gehörten ihm. Die übrigen fünf Wohnhäuser waren illegal errichtet. Demnächst würde er bei der Kommune auf ihren Abriss drängen. Dann gab es noch eine Moschee in Çemendağ. Doch Hıdır Arif bemühte sich nach Kräften darum, dass die Moschee nicht im gleichen Atemzug mit den Hikmetisten genannt wurde. Er war eher ein Geschäftsmann. Ein Geschäftsmann, der eine Supermarktkette in London besaß, Mastbetriebe nahe Hamburg unterhielt und in Istanbul im Bauwesen tätig war. Ein viel beschäftigter Geschäftsmann. Es verstimmte ihn, dass er bei all der Arbeit auch noch seinen Vater wie einen Vorzeigehengst von Dorf zu Dorf führen musste. Doch dessen Anhänger konnten nicht einschlafen, ohne ihr Banner gesehen zu haben. Wenn der Schlaf sie floh, riefen sie Hıdır Arif an und quengelten: »Wir haben schon die letzte Rate eingezahlt, aber die Häuser sind immer noch nicht



fertig.« Eigentlich quengelten sie laufend. Pausenlos. Leute wie Ebcet, der direkt neben ihm kniete, waren ständig um sie herum. Was wollte dieser Bursche jetzt?

»Da ist ein Mädchen. Eine Nichte von mir. Erst elf. Wenn so ein passender ...«

»Foto«, sagte Hıdır Arif.

Vor lauter Eifer, sein Anliegen vorzubringen, verstand Ebcet nicht.

»Bitte?«

Hıdır Arif stöhnte auf und wiederholte. Das Dasein als Geschäftsmann erforderte Geduld.

»Mach ein Foto von ihr, schick's uns. Dann sehen wir.«

»Gott vergelt's! Möge Gott dir, welchen Wunsch auch immer du ...«

»Schon gut, schon gut«, sagte Hıdır Arif. Dann ließ er den Blick schweifen. Erst zu den Falten, die Gido Ağa wie Messerschnitte im Gesicht saßen, dann zu dem Speichel, der seinem Vater aus den Mundwinkeln rann. Er beobachtete die Männer, die vor ihm knieten und stille Post spielten. Er war vierundvierzig. Hatte drei Frauen und acht Kinder. Ein Abschlussdiplom von Princeton. Fachbereich Finanzwesen. Aus Amerika, das er geschworen hatte, niemals zu verlassen, war er vor sechzehn Jahren heimgekehrt. Wozu? Um in einem Loch namens Girinti Knie an Knie mit einem anderen Loch namens Gido Ağa zu hocken. Dörfer und Dorfbewohner waren seine Sache nicht. Ich transferiere alles nach London und komme einfach nicht wieder zurück, dachte er. Ihm fiel der Blick auf die Themse aus seinem Büro in London ein, und auf seinem Gesicht, das Gido Ağa vergessen hatte, tauchte ein Lächeln auf. Gido beantwortete dieses Lächeln mit einem